

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Als Meunier gegangen war, wiederum in größter Eile, brach Bertha aus: „Es ist doch ein entzückender Mensch! Und welche Begabung — nicht, Mama?"

„Ich weiß nicht, mein Kind, ob das wirklich ein Talent ist. Er legt immer an der unrechten Stelle los — er hat nicht den richtigen Instinkt. Ein reizender Mensch wäre er, wenn er nur nicht Schauspieler werden wollte."

„Ach, Mama, das ist doch der schönste Beruf — die schönste Kunst!"

„Ja," seufzte die Mutter, „Dir waren die Wege geebnet. Du hast keine Ahnung, welches Elend an diesem Stande haftet! Was ich Alles durchgemacht habe, wie Dein Vater krank und ich ohne Engagement war — lauter Zufälle, die täglich eintreffen können. Nein, es ist ein schrecklicher Beruf mit allen seinen Wechselfällen."

„Du arme Mama! Ja, das war zu der Zeit, als mein Bruder starb, der kleine Heinrich."

„Ganz recht," bestätigte Frau Galetta, „das war damals die schrecklichste Zeit meines Lebens! Und weil ich sie erlebte, darum, ja, darum hasse ich diesen Stand."

Bertha konnte das eigentlich nicht begreifen. Seit sie sich zu erinnern vermochte, ging es

Ansicht von Messina. (S. 155)

ihnen leidlich gut. Ihren Vater hatte sie kaum gekannt. Ihr kleiner Zwillingsbruder war gleich nach seiner Geburt, nur einige Tage alt, gestorben. Das Alles war ja traurig, aber es war so lange her, und die Schauspielkunst doch eigentlich unschuldig daran. Es war eine Grille ihrer Mutter. Bertha wollte trotzdem Schauspielerin bleiben. Erst seit man ihr zum ersten Male Beifall zugerufen hatte, wußte sie, wie schön, wie berauschend es ist, so Vielen zu gefallen.

Keines von ihnen hatte beachtet, daß es draußen klingelte. Das Mädchen der Wirthin brachte eine Karte: Dr. phil. Heinz Bergmann.

„Was ist Dir, Mama?“ fragte Bertha ganz erschreckt, „Du bist ja so blaß geworden! Du bist heute so nervös . . .“

„Nichts — nichts, mein Kind,“ versicherte die Mutter, „nur diese dummen Erinnerungen!“

Heinz trat ein wenig befangen ein. Er wußte gar nicht recht, warum die Damen seinen Besuch so dringend wünschten; aber er war gern gekommen, denn Fräulein Galetta hatte so reizend gespielt.

Die Stimme der Frau Galetta zitterte, als sie den jungen Mann begrüßte. „Sonderbar,“ dachte die Tochter, „wie erregt heute die Mama ist; diese Erinnerungen müssen doch gar zu traurig sein!“

Man hatte sich gesetzt; Heinz war jetzt wieder weltmännisch frei. Er bedankte sich in lebhaften, warmen Worten bei Bertha. Und nun nahm Frau Galetta das Gespräch in die Hand. Sie erbat seine Vermittelung bei der Intendanz, damit Bertha dauernd engagirt werde. Sie wollte ihre Tochter bewahren vor dem Elend der „Schmiere“. Nur den einen Wunsch hatte sie für ihr Kind: es in geordnete Verhältnisse kommen zu sehen. Sie habe es ohnehin ungern gesehen, daß Bertha sich der Bühne zuwandte.

„Aber Sie waren doch selbst beim Theater, gnädige Frau?“

„Ja, eben darum! Ich hatte mir gelobt, daß Bertha eine andere Laufbahn einschlagen sollte. Aber das war nicht leicht durchzuführen in meiner Lage. Ich stand allein, war an die Bühne gekettet; wie soll man es da anfangen, seinem Kinde eine andere Existenz zu begründen? Es kam auch ganz von selbst; sie spielte Kinderrollen . . . weil gerade fast Niemand sonst da war, vielleicht auch, weil mir das kleine Spielhonorar zu Statten kam. Aber sie wurde größer, und die Rollen wuchsen mit ihr, und so gerieth sie unmerklich in die Sache hinein, ich konnte es nicht hindern.“

„Und ich bin zufrieden,“ rief Bertha, „Mama wird's mit der Zeit auch werden! Es muß ja wohl nicht Jede durchmachen, was der Mama auferlegt war. . . . Uebrigens, Ma'chen, Eines vergißt Du eben immer: Du hattest doch keine Mutter zu Seite!“

Heinz, leicht erwärmt, sagte seine Hilfe zu. „Meine Mutter gehörte ja auch der Bühne an,“ meinte er, „sie war ja auch Schauspielerin.“

„Und eine ganz hervorragende,“ sagte Frau Galetta mit leicht bebender Stimme, „ich habe sie gekannt . . .“

„Sie waren, glaube ich, schon so freundlich, mir davon zu sprechen. Aber ich war an jenem Abend etwas aufgeregt. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wollten Sie mir mehr davon erzählen.“

„Sie brauchen hoffentlich nicht erst von mir zu erfahren, daß Irene Astor eine große Künstlerin war. Ich befand mich neben ihr nur in sehr bescheidener Stellung, und so waren zwischen uns eigentlich wenig Berührungspunkte. Sie hatte ein stolzes, unnahbares Wesen, war übrigens auch älter als ich. Ich spielte ihre Zofe, ihre Vertraute und dergleichen mehr. Später, als wir uns getrennt hatten, kam ich zu besseren Rollen. Neben ihr, der Astor, war das nicht möglich — sie erdrückte mich. Und dann gingen unsere Wege auseinander. Ich verheirathete mich mit einem armen, aber begabten Kollegen, Irene Astor nahm Ihren Vater zum Manne. Ich spielte weiter, wegen des täglichen Brodes — sie entsagte feierlich der Bühne.“

„Und dann haben Sie sich nicht wiedergesehen?“ fragte Heinz bewegt.

„O doch — noch einmal, ein Jahr nach ihrer Verheirathung, fast ebenso lange nach der meinigen.“

„Wo denn, wenn ich fragen darf?“

„In Meran,“ sagte Frau Galetta in seltsamer Betonung.

„Nein, davon hat meine Mutter mir nie erzählt.“

„Sie sprach wohl überhaupt nicht von mir?“ forschte jetzt Frau Galetta, und ihr Blick hing mit unerklärlicher Spannung an seinem Munde.

Die Wahrheitsliebe des jungen Mannes kämpfte sichtlich mit dem Bedauern, etwas Kränkendes sagen zu müssen. Aber er faßte sich rasch.

„Ich war ja erst acht Jahre alt, als meine Mutter starb,“ sagte er, „sie hat mir also von ihren Erinnerungen nicht gesprochen.“

„Und ich bin auch nicht mehr mit ihr in Berührung gekommen,“ ergänzte Frau Galetta diese Erklärung. „Ich hörte nur, daß Ihre Mutter sehr glücklich war. Gar manches Mal habe ich sie beneidet um ihr ungetrübtes Familienglück. Ich mußte hart kämpfen um das meine, und schließlich meinen Gatten in jungen Jahren verlieren.“

„Vielleicht hatten Sie wenig Grund, meine Mutter zu beneiden,“ wandte jetzt Heinz Bergmann zögernd ein. „Zwar, die Ehe meiner Eltern wird mir als glücklich geschildert. Mein Vater sprach und spricht immer nur mit Begeisterung von seiner Frau. Aber ich habe dennoch die dunkle Vorstellung, als ob meine Mutter nicht ganz zufrieden gewesen wäre. Ich habe sie nur selten heiter gesehen. Sie schien nervös, schloß sich von Welt und Menschen ab; dazu kam, daß mein Vater immer übermäßig beschäftigt war. Ich selbst wurde meiner Mutter meist fern gehalten. Die stets wiederkehrende Weisung für mich war: ich dürfe sie nicht stören. Ich bin überzeugt, sie sehnte sich nach der Bühne.“

„Siehst Du, Mama,“ rief Bertha lebhaft, „da hatten wir's besser! Wir waren immer zusammen, und Du brauchtest Dich nicht vergeblich nach der Bühne, ich mich nicht vergeblich nach Dir zu sehnen.“

Und Heinz, dessen Herz aufging, sagte offen: „Ja, ich habe mich oft vergebens nach der Mutter gesehnt, habe oft andere Kinder beneidet, die nur immer an der Mutter Rockfalte hängen durften. Aber ich will der Seligen keinen Vorwurf daraus machen — sie konnte wohl nicht anders. Je größer sie als Künstlerin gewesen war, desto weniger konnte sie dies bürgerliche, zurückgezogene Leben befriedigen. Freilich, ich habe sehr darunter gelitten. Mein Vater war wohl sehr gut und zärtlich, nur nahmen ihn seine Geschäfte übermäßig in Anspruch. Und so habe ich eine Kindheit verlebt, der es inmitten allen Ueberflusses schließlich doch an dem Besten fehlte . . .“ Er hatte in tiefer Bewegung geschlossen.

Wie sonderbar, dachte Bertha, daß Frau Galetta an alledem den wärmsten Antheil zu nehmen schien! Der junge Doktor Bergmann war ja sehr liebenswürdig, aber warum die Mutter gar so viel Wesens machte, konnte Bertha doch nicht recht begreifen. Jetzt sprach sie gar tröstend auf ihn ein: „Sie werden ja ein anderes Lebensglück finden, Herr Doktor. Wenn ich recht berichtet bin, so sind Sie schon halb und halb verlobt!“

Und Heinz begann jetzt mit wahrer Begeisterung von Hilda zu reden. Er schien ganz zu vergessen, daß er eigentlich einer Fremden gegenübersaß — er enthüllte sein ganzes Herz.

Mit gespanntem Interesse lauschte Frau Galetta; es war, als könnte sie gar nicht genug hören. Dann brachte sie das Gespräch auf seine Dichtungen, und wieder konnte sie nicht genug hören von seinen Plänen und Hoffnungen, von seinen Versuchen und Erfolgen. Bertha begriff jetzt gar nichts mehr! Mama hatte heute noch eine Stunde zu geben und dachte nicht daran; und sie, Bertha, hatte noch so viel zu lernen — die ganze Kreusa! — und Mama mußte helfen. Ma'chen, sonst die Pünktlichkeit selbst — es war ganz unbegreiflich.

Endlich sagte sie resolut: „Ma'chen, es ist halb zwei Uhr!“

Die Mutter und Doktor Bergmann erschraken; sie hatten sich völlig vergessen. Heinz war so unsäglich wohl zu Muthe, so rückhaltlos hatte er sein Herz noch nie ausgeschüttet. Seine Mutter stand als kaltes Götterbild in seiner Erinnerung. Der Vater war ja allezeit gütig und zärtlich gewesen, hatte aber nie Zeit für ihn gehabt; dann war er auch im Grunde seiner Seele gegen die poetischen Bestrebungen des Sohnes eingenommen gewesen. Mit Hilda hatte er nur selten Gelegenheit gehabt allein zu sein, seit sie den Kinderschuhen entwachsen war. Tante Charlotte endlich war immer so sonderbar . . . Genug, noch selten hatte er sich so wohl gefühlt.

Er dankte jetzt überschwänglich und wandte sich auch an Bertha.

„O, wie glücklich sind Sie, Fräulein, eine solche Mutter zu besitzen! Unter solcher echt mütterlicher und künstlerischer Führung konnten Sie leicht ein liebenswürdiges Mädchen und eine vielversprechende Künstlerin werden! Wenn man so glücklich ist, wie Sie, erreicht man leicht, was man erstrebt.“

Bertha bemerkte, daß ihrer Mutter die Thränen rannen, als der junge Mann endlich gegangen war. Nun platzte sie heraus: „Aber Mama — sage mir doch — was bedeutet das Alles?“

„Mein Gott,“ antwortete Frau Galetta betroffen, „Dein Bruder wäre jetzt ebenso alt! Begreifst Du denn nicht, daß . . .?“

Und schluchzend sank sie in einen Stuhl.

Bertha bemühte sich, sie zu beruhigen. Diese Exaltation war ihr beunruhigend an ihrer verständigen Mutter. Und der Bruder, der drei Tage alt gestorben war — sonderbar! Mußte nicht jeder junge Mann an ihn erinnern?

Ihr nüchterner Sinn regte sich energisch und sie sagte: „Doktor Bergmann ist ja sehr nett, aber sieh, Mama, mir gefallen so kräftige Naturen, wie zum Beispiel Meunier, besser als die sanften, schwärmerischen!“

Sie war auf Schelte gefaßt. Gegen alle Wahrscheinlichkeit antwortete ihre Mutter: „Das ist auch gut so, daß der Dir gefällt.“

„Ach so,“ dachte Bertha, „weil Jener verlobt ist.“ Sie schielte nach dem Fenster: um zwei Uhr kam Herr Meunier von der Börse. Wenn er den Hut schwenkte, so würde er heute Abend Zeit finden, in's Theater zu gehen; wenn er ihn senkte, so ging es nicht, so hatte er zu thun. Da — da kam er. Und er schwenkte den Hut — hurrah!

* * *

Die gräflich Behrenberg'sche Familie, welche nur während des Winters in der Hauptstadt lebte, um ihre Tochter in die Gesellschaft einführen zu können, hatte ihre ganze Haushaltung eigentlich auf Hilda zugespitzt. Es schien, als ob alle Personen des Hauses vor der vergötterten

Tochter zurücktreten müßten. Alle diese Opfer, diese Verzärtelungen des schönen Mädchens, hätte man abstoßend finden können, wenn nicht Hilda wirklich ein überaus liebenswürdiges Geschöpf gewesen wäre.

Der Salon des provisorischen Heims war leicht zu einem Frauengemach umzugestalten, denn ein hübscher Erker gab die Möglichkeit, ein zierliches Allerheiligstes zu schaffen, in das nur Begünstigte hineinblicken durften. Die Eltern schliefen in halbdunklen Hinterräumen, die Mutter selbst versah einen Theil der Hausarbeit. Ottbert, der eben das Lieutenantspatent erhalten hatte, wohnte in seiner Kürassierkaserne. Hilda durfte nichts anrühren, damit ihr Teint und ihre Hände nicht litten. Alles, was im Hause geschah und gedacht wurde, entsprang zur Hälfte aus übergroßer Liebe, zum andern Theil aus Berechnung, und Hilda war der Gegenstand dieser gemischten Empfindungen. Denn das Kind mit seiner großen Schönheit, mit dem erlauchten Namen, mußte ja eine glänzende Parthie machen. Gerade so, wie Ottbert, auf dessen Karrière man rechnete. Man wurde nicht müde, diese Schönheit zu pflegen, sie an die Bedeutung dieses Namens zu erinnern, diese Pflicht auf eine Zukunft den beiden Kindern in Erinnerung zu halten.

Trotz alledem war Hilda immer noch nicht Braut. Zuerst hatten sich allzu glänzende Aussichten eröffnet. Der Sproß eines fürstlichen Hauses machte der blonden Schönheit eifrig den Hof; die Sache aber scheiterte an dem Widerstande seiner Verwandten. Dennoch waren die Ansprüche der Eltern dadurch nur gestiegen; nun war ihnen gar Keiner mehr recht, und so hatten sie gewählt und gewählt, bis man schließlich Reue empfand. Hilda's Herz schien nicht entscheidend mitzusprechen; sie galt für eine passive, blumenhafte Natur, die sich immer wieder fügte.

So verging Jahr um Jahr. Hilda war noch unverändert schön, aber ihre Erscheinung in der Residenz hatte den Reiz der Neuheit verloren; Andere machten Sensation, Andere fielen auf, von ihr sprach Niemand mehr; auch mußte sich die gesuchte Einfachheit und Schmucklosigkeit abnützen, das machte keinen Effekt mehr — es war wirklich Gefahr im Verzuge.

In der letzten Zeit war die Gräfin ganz besonders verstimmt: vor Allem durch das Wiederauftauchen Harry's, der bis dahin in einer rheinischen Garnison gestanden hatte. Nun war er plötzlich wieder hereingeschneit, bewarb sich in sehr leidenschaftlicher Weise um Hilda's Gunst, hielt naturgemäß Andere fern und war doch keine Parthie für die junge Komtesse.

So begann sich die Gräfin denn mit dem jungen Bergmann als Schwiegersohn zu beschäftigen. Das war zwar ein Bürgerlicher, aber ein Millionär, und schließlich blieb Hilda ja Gräfin! Man konnte vielleicht ein Mittel finden, auch dem jungen Heinz den Adel zu verschaffen. Graf Behrenberg hatte schon in aller Stille bei einem vornehmen Verwandten angefragt, ob dieser sich nicht bereit finden lassen würde, Herrn Doktor Bergmann, den Sohn jenes bei Hofe so gern gesehenen Großindustriellen, zu adoptiren. So wäre ja auch diese Frage allenfalls zu lösen gewesen.

Lange Zeit hindurch freilich hatte man Heinz gar nicht beachtet; seine Beziehungen zu Hilda waren wie eine unschuldige Jugendfreundschaft aufgefaßt worden; aber jetzt, da es hohe Zeit wurde, das Mädchen zu verheirathen, jetzt wurde die Sache ernsthaft in's Auge gefaßt. Hilda wurde auf einmal ganz literarisch. Doktor Bergmann kam und las den Damen vor, oder sie lasen gemeinsam klassische Werke und Erscheinungen der neuen Literatur, die der junge Doktor übrigens mit besonderem Takt auszuwählen wußte.

Die Gräfin war anfangs darüber ein wenig beunruhigt. Sie selbst hatte nichts weiter gelernt, als accentfreies Französisch, und sie fürchtete, daß die Blaustrumpfneigungen ihrer Tochter, die sich auf solche Weise leicht entwickeln konnten, abschreckend wirken möchten. Die Sache mit Heinz Bergmann war ja noch nicht perfekt!

Seit gestern Abend aber, seit Heinz' Erfolg, war die Frau Gräfin über ihre letzten Zweifel hinweggekommen, nicht nur, weil solch' ein lauter, lärmender, durch alle Welt klingender Erfolg überhaupt etwas Hinreißendes, etwas alle Bedenken Ueberwindendes mit sich bringt, sondern auch, weil sie sich sagte: „Dichter kommen heutzutage oft zu Ehren und verdienen wohl auch viel Geld."

Sie hatte während der ganzen Nacht über die Sache nachgedacht. Wie fing man's nur an, um sie recht schnell in's Rollen zu bringen?

Denn der junge Heinz konnte am Ende sehr bald eine allgemein begehrte Parthie sein, und wenn er einmal frei zu wählen hatte, dann waren die Aussichten Hilda's schon geringer. Und heute Früh hatte sie sich gesagt: „Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist."

Jetzt am Nachmittage, wo der Doktor Bergmann voraussichtlich sehr bald kommen würde, sollte die Gelegenheit beim Schopf genommen werden. Und die Gräfin nahm bei Hilda Platz, die gerade mit einer wildromantischen Hochgebirgsparthie beschäftigt war. Sie sprach von der Gesellschaft, die heute Abend beim Kommerzienrath Bergmann stattfinden sollte, zu der auch sie geladen waren.

„Es ist merkwürdig," begann die Mutter, „wie sich die Verhältnisse gegen früher geändert haben. In der Zeit meiner Jugend nahmen unsere Kreise von dergleichen Gesellschaften keinerlei Notiz. Es galt als eine besondere Auszeichnung, wenn bei solch' einem reichen Kaufmann Unsereiner erschien. Heute aber, wo die Industrie zur Uebermacht geworden ist und namentlich von Seiten der herrschenden Kreise ihr allzu viel Entgegenkommen gezeigt wird, heute muß man es noch als ein Glück auffassen, daß es selbst unter diesen eigentlich doch nicht auf unserer Höhe stehenden Leuten Einzelne gibt, welche es verstehen, mit Takt und Bildung die Kluft zu überbrücken."

Hilda hörte schweigend zu, sie mochte wohl noch gar nicht ahnen, wohin die tiefe Weisheit ihrer Frau Mutter führen sollte. Diese aber fuhr fort: „Ich habe mich in meinem Leben nun schon manches Mal in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, auch dergleichen Einladungen anzunehmen, aber ich muß schon sagen, daß es mir in keinem Falle leichter wurde, als wenn es sich um unseren Gutsnachbar, um den Kommerzienrath handelte. Der Mann hat eine außerordentlich vornehme Art, seinen Reichthum nicht zu betonen, wie er denn überhaupt ein ganz prächtiger Mensch ist — das mußt Du doch auch sagen, Hilda?"

Nach und nach wurde das junge Mädchen aufmerksam.

„Gewiß," antwortete sie, „gewiß, Mama, Herrn Bergmann habe ich immer sehr gern gehabt, er hat so etwas Ruhiges, Sicheres, und ist ja von jeher überaus liebenswürdig gegen mich gewesen."

Nun war die Mutter auf dem rechten Pfad.

„Ja," begann sie wieder, „und ganz besonders an seinem Sohn kannst Du den überaus wohlthätigen Einfluß erkennen, den schließlich doch eine gewisse Mischung der besseren Gesellschaftsschichten auf die Charaktere hervorzubringen scheint. Ich möchte immer glauben, daß ein guter Theil der prächtigen Eigenschaften des jungen Bergmann auf den vornehmen Umgang zurückzuführen sind, den ihm sein Vater schon von frühester Jugend an zu schaffen wußte. Besinnst Du Dich noch, Hilda, wie Heinz Dich einmal gegen die Dorfjugend vertheidigte, und dann ein anderes Mal, damals mochte er wohl schon zehn Jahre alt sein, als Du eines Tages Deine Freude an seinem Ponygespann geäußert hattest — kaum warst Du zu Hause angelangt, da knallte auch schon Peter, der Diener des Kommerzienrathes, vor unserer Thür, und siehe da, das allerliebste Wägelchen und das prächtige Pferdchen wurde Dir als Geschenk überbracht."

(Fortsetzung folgt.)

Messina.

(Mit Bild auf Seite 153.)

Wohl ist Palermo der Größe nach die erste Stadt Siziliens, in strategischer, kommerzieller und industrieller Beziehung aber ist der wichtigste Ort das schöne Messina, von dem wir auf S. 153 eine Ansicht bringen. Die Stadt, welche über 146,000 Einwohner zählt, zieht sich in malerischer Biegung am Meere hin und besitzt einen ausgezeichneten Hafen. Hauptstraßen sind die mit schönen Palästen gezierte Via Garibaldi, der Corso Vittorio Emanuele und der Corso Cavour. Von sehenswerthen Gebäuden sind zu nennen: das Rathhaus, das alte Hospital, die Markthalle, das Leihamt, das große neue Theater, die Paläste Brunaccio, Grano und andere. Unter den 84 Kirchen ist die bedeutendste die am großen Domplatze gelegene Kathedrale mit Marmorfassade, antiken Säulen von egyptischem Granit und Mosaiken aus dem 14. Jahrhundert; daneben verdienen noch einige ehemalige Klosterkirchen, wie die von San Francesco und San Gregorio, Beachtung.

Das Pfingstweckenholen im Schwarzwald.

(Mit Bild auf Seite 156.)

In der Woche vor Pfingsten sieht man im oberen Schwarzwalde an allen Schaufenstern der Bäckerläden eigenthümlich geformte Wecken aus Weizenmehl erscheinen: die Pfingstwecken. Am Pfingstmontag schenkt jeder „Firmpathe", gewöhnlich ein Verwandter der Pathenkinder, Letzteren einen solchen Wecken und ein Geldstück. Sie sind an diesem Tage auch bei dem Firmpathen zum Festschmaus geladen, und nach dem Mahle folgt die Vertheilung der Pfingstwecken (siehe unser Bild auf S. 156). In einem innen mit weißen Leinentüchern ausgelegten Waschkorbe werden die länglichen Kuchenbrode hereingebracht und mitten in's Zimmer gestellt. In jedem Wecken steckt ein Geldstück: bei den Armen ein Zwanzigpfennigstück, bei den Wohlhabenden ein Fünfzigpfennigstück, wohl gar eine Mark. Der Firmpathe ruft jedes Kind beim Namen auf und überreicht einem nach dem anderen den Pfingstwecken.

Christoph Columbus am Hofe der Königin Isabella von Spanien.

(Mit Bild auf Seite 157.)

Schon Jahre lang hatte sich Christoph Columbus vergeblich bemüht, die spanische Regierung für seinen Plan einer Entdeckungsfahrt über den Ozean nach der Westküste von Indien zu interessiren, als es einigen Gönnern gelang, ihm am 17. April 1492 Zutritt zur Königin Isabella zu verschaffen. Die Monarchin, welche mit Ferdinand von Aragonien als dessen Gemahlin zusammen über Spanien herrschte, hörte ihn an; aber ihr mißfielen die Ansprüche, die Columbus wegen der auszurüstenden kostspieligen Expedition an sie stellte. Verstimmt und ohne Hoffnung ging der Seemann aus dem Schlosse von Granada, wo die Audienz stattgefunden hatte. Als aber sein Gönner Sant-Angel, der Obereinnehmer der geistlichen Einkünfte von Aragonien, aus seinem Munde hörte, wie die Aufnahme gewesen, eilte er zu Isabella und beschwor sie, die Gelegenheit nicht zu verscherzen, einen neuen fernen Welttheil für Spanien durch Columbus zu gewinnen. Wirklich wurde Columbus mittelst Boten zurück nach dem Schloß geholt und noch einmal und antheilvoller ließ Isabella sich über sein Vorhaben und seine Bedingungen, es für Spanien auszuführen, unterrichten (siehe unser Bild auf S. 157). Diesmal gelang es dem kühnen Genuesen, sie für seine Sache zu gewinnen: die Königin unterzeichnete den Vertrag mit Columbus.

Kapitän Robert Horst.

Aus den Erinnerungen eines alten Seemannes.

Von **Fr. Berner.**

(Nachdruck verboten.)

Vor etwa vierzig Jahren blühte die Romantik des Seelebens für uns Deutsche nur in englischen Diensten, und kein Seemann galt bei uns für voll, der nicht auf englischen Schiffen gefahren hatte. Zum Theil ist diese ganz irrige Ansicht allerdings auch heute noch nicht ausgestorben.

Im 5. und 6. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatten die Bestrebungen Englands, dem an der Westküste Afrikas in unerhörtem Maße betriebenen Sklavenhandel ein Ende zu machen, eine große Anzahl abenteuerlustiger Seefahrer aller Nationen zum Eintritt in das Geschwader bewogen, welches zur Ausübung dieses sogenannten Präventivdienstes im Atlantischen Ozean zu kreuzen hatte. Das deutsche Element fehlte hierbei nicht, es war nicht nur in der Bemannung der Schiffe, sondern auch in den Offizierskreisen stark vertreten.

Auch ich hatte Dienste genommen und befand mich als Unterlieutenant an Bord des „Falcon", eines schnellsegelnden Kriegsschooners. Der Kommandant des Fahrzeugs, Kapitän Horst, war gleichfalls ein Deutscher, ein früherer Offizier der ehemaligen deutschen Reichsmarine. Der erste Lieutenant war ein Engländer und hieß King. Beide gehörten zu den tüchtigsten Seeleuten und zu den ehrenhaftesten Männern, die ich jemals auf meinen Fahrten kennen gelernt, in jeder anderen Hinsicht aber waren sie himmelweit voneinander verschieden.

Kapitän Robert Horst mochte etwa vierzig Jahre zählen. Er war ein Mann von strengster Gewissenhaftigkeit, der Alles unter dem Gesichtspunkte der Moral betrachtete und nach unwandelbaren Grundsätzen handelte, die er auch im Dienst zur Geltung zu bringen suchte. Fluchen und unfläthige Reden waren der Mannschaft verboten, Trunkenheit und Raufereien waren dem Kapitän ein Greuel, ebenso jedes unnütze Toben und Lärmen. Kam dergleichen vor, so hielt der Kapitän der Mannschaft lange Moralpredigten, über die natürlich heimlich gelacht wurde — kurz, unser Kommandant war ein Sonderling.

Ganz anders Lieutenant King! Dieser betrachtete des Kapitäns Gebahren mit unverhohlener Geringschätzung. Er selber war ein allzeit fröhlicher, schneidiger und tollkühner



Das Pfingstweckenholen im Schwarzwald. (S. 155)

Offizier und Freund eines guten Trunkes. Er hielt einen tüchtigen Seemannsfluch für etwas durchaus Berechtigtes und Nothwendiges und meinte, daß Kapitän Robert Horst eher zu einem Asketen, als zum Kommandanten eines Kriegsfahrzeuges passe, aus welcher Ansicht er vor den übrigen Offizieren des Schooners auch kein Hehl machte. Der erste ernstliche Kampf mit einem der Sklavenjäger würde, so behauptete er, den Beweis liefern, daß es dem Kommandanten am Nothwendigsten fehle, an dem persönlichen Muthe.

Der Schooner lag im Hafen von Sierra Leone vor Anker, unweit einer französischen Korvette „Le Renard", befehligt von dem Kapitän d'Ermonville. Wir hatten verschiedentlich Gelegenheit, diesen, sowie auch seine Offiziere als liebenswürdige Leute kennen zu lernen. Zwischen den Mannschaften der beiden Schiffe aber war es schon wiederholt zu Reibereien und Schlägereien gekommen, herbeigeführt durch die maßlose Geringschätzung und Selbstüberhebung, die der englische Matrose gegenüber den Seeleuten aller anderen Nationen zur Schau trägt, namentlich wenn er Branntwein im Leibe hat — das aber ist ausnahmslos der Fall, wenn er sich auf Urlaub am Lande befindet.

Die französischen Offiziere zeigten sich aber so entgegenkommend und nachsichtig, wenn wir uns bei ihnen wegen der Ausschreitungen unserer englischen Trunkenbolde zu entschuldigen genöthigt sahen, daß ernstliche Verwickelungen dadurch immer vermieden werden konnten, und das war ein Glück, denn der „Falcon" sowohl wie der „Renard" lagen in Reparatur, so daß beide Schiffe noch auf längere Zeit im Hafen, und somit Nachbarn bleiben mußten.

Kapitän Horst that sein Möglichstes, die ihm untergebene Mannschaft zur Friedfertigkeit zu ermahnen, und immer von Neuem erinnerte er die Leute daran, daß man allen Menschen mit Freundlichkeit begegnen müsse, und wenn dieselben auch, wie im vorliegenden Falle, Franzosen seien. Seine wohlgemeinten Ermahnungen waren jedoch in den Wind gesprochen, die Reibereien dauerten fort, und so konnten wir uns schließlich auch kaum darüber wundern, daß das Benehmen der französischen Offiziere gegen uns nach und nach etwas kühler wurde.

Die Reparaturen der beiden Schiffe erreichten schließlich ihr Ende, und die beiden Offizierkorps kamen überein — wenn ich nicht irre auf Kapitän Horst's Anregung — den Abschied durch ein freundschaftliches Mahl zu feiern; dasselbe sollte zugleich dazu dienen, die leichte Verstimmung zu beseitigen, welche das rohe Betragen der englischen Matrosen in den Gemüthern des Kapitän d'Ermonville und seiner Offiziere wachgerufen hatte.

Diese Erwartung schien sich auch erfüllen zu sollen; das Mahl entsprach den höchsten Anforderungen, die Weine waren vorzüglich und mundeten doppelt, da noch nach acht Uhr Abends die Schwüle sich kaum ertragen ließ, und die durstreizenden Oliven immer von Neuem herumgereicht wurden.



Christoph Columbus am Hofe der Königin Isabella von Spanien. (S. 155)

Die Lilien von Frankreich, die Rose von England, der gallische Hahn, der britische Löwe und, Kapitän Horst zu Ehren, auch der preußische Adler hatten der Reihe nach zu Vorwänden lärmender Hochrufe und darauf folgender starker Trünke gedient; die Unterhaltung wurde ungezügelter, die Förmlichkeit und die Komplimente verschwanden mit dem Ueberhandnehmen des Weindunstes in den Köpfen, und die Sache gewann schließlich einen unangenehmen Anstrich.

Die beiden Kapitäne, Horst und d'Ermonville, hatten den Getränken nur mäßig zugesprochen und suchten nun die von Minute zu Minute unruhiger werdende Gesellschaft zum Aufbruch zu bewegen; ihre Andeutungen blieben jedoch ohne Beachtung, an ein Geltendmachen der Autorität aber war unter den obwaltenden Umständen nicht gut zu denken.

Die Erregtesten der ganzen Gesellschaft waren unser erster Lieutenant King und ein junger Offizier des „Renard", Namens Lepage. Sie saßen einander gegenüber und redeten feuersprühend aufeinander ein, denn sie waren in die Brandung der politischen Kannegießerei gerathen und verfochten nun ihre Meinungen über Napoleon mit der größten Hartnäckigkeit.

Kapitän d'Ermonville, welcher seinen Platz unserem Kapitän gegenüber hatte, beobachtete die beiden Hitzköpfe nicht ohne Besorgniß, und als Lepage auf einige Minuten den Saal verließ, benutzte er die Gelegenheit und setzte sich auf dessen Platz. Lepage kam zurück, sah seinen Stuhl eingenommen und ließ sich auf den von Kapitän d'Ermonville verlassenen Sitz gegenüber Kapitän Horst nieder. Die beiden Kommandanten hatten, wie sich später herausstellte, ebenfalls über Napoleon geredet, wenn auch in ganz anderem Ton und Sinn, als ihre Offiziere. d'Ermonville war ein bourbonischer Royalist und stimmte im Allgemeinen mit den Ansichten überein, die der Deutsche über den ersten französischen Kaiser an den Tag legte.

Ich muß hier noch anführen, daß Kapitän Horst etwas kurzsichtig war und daß ein dichter Cigarrenrauch den Saal erfüllte. Er hatte eine Weile nachdenklich und in Gedanken verloren in seinem Sessel gelehnt und gar nicht bemerkt, daß ihm jetzt ein anderer Herr gegenüber saß. Jetzt nahm er, ein wenig seitwärts gewendet, damit seine Worte nur von dem gehört wurden, dem sie galten, die Unterhaltung wieder auf.

„Sie haben vollkommen Recht, Monsieur," sagte er ruhig. „Kein vernünftiger Mensch kann in Abrede stellen, daß Napoleon ein gewissenloser Gewaltmensch, ein brutaler —"

Weiter kam er nicht. Lepage, der sich vorsätzlich insultirt glaubte, sprang mit einem Fluch vom Tische auf und schleuderte den schweren Glaspokal mit Zuckerwasser, von dem d'Ermonville getrunken hatte, dem Kapitän des „Falcon" in's Gesicht, so daß derselbe eine lange und tiefe Stirnwunde davontrug. Im Nu entstand ein unbeschreibliches Getöse; Flaschen sausten durch den Saal und durch die Fenster, Degen blitzten im Lampenschein, das Toben aber wurde durch Lieutenant King's Donnerstimme übertönt, der unter herausfordernden Schmähungen auf die Franzosen den fast besinnungslosen Kapitän auf seinen Armen aus dem Saal trug.

Den Bemühungen d'Ermonville's und des Gouverneurs gelang es endlich, den Tumult zu besänftigen; die Franzosen verließen das Haus, nachdem verabredet worden war, daß sie, da der „Renard" am nächsten Morgen in See gehen mußte, an einem abgelegenen Orte unweit des Hafens warten und daselbst weitere Mittheilungen von Seiten des Offizierkorps des „Falcon" entgegennehmen sollten.

Der Vorfall hatte uns Alle ernüchtert, und mit Spannung sahen wir den Maßnahmen entgegen, die von Kapitän Horst und Lieutenant King, ebenso auch von dem Gouverneur, der sich bei denselben in einem Nebengemach befand, beschlossen werden würden. Endlich vernahmen wir lebhafte Stimmen in zornigem Streit, die Thür flog weit auf, und Lieutenant King stürzte bleich vor Wuth in den Saal, gefolgt von dem Kommandanten, der eine Binde um den Kopf trug, sonst aber wieder völlig der Alte war.

„Hören Sie's, meine Herren!" schrie King wie ein Rasender, „unser Kommandant weigert sich, den unverschämten Franzmann zu züchtigen, und auch uns untersagt er's! Sein Gewissen verbiete ihm den Zweikampf, behauptet er. — Himmel und Hölle! Schmach über die Admiralität, welche die Ehre der britischen Flagge einem ausländischen Feigling anvertraute!"

„Lieutenant King," sagte Kapitän Horst ruhig und kalt, „wie ich über das Duell denke, ist meine Sache. Jetzt aber befehle ich Ihnen, sich unverzüglich an Bord zu begeben."

„Ich gehe nicht eher an Bord, bis diese Beleidigung, die uns Alle trifft, in Blut abgewaschen ist!" rief der Lieutenant schäumend. „Ich bleibe hier, und wenn ich deswegen den Dienst verlassen sollte!"

Kapitän Horst schaute uns der Reihe nach an; er mochte vielleicht auf unseren Gesichtern lesen, daß in der Aufregung des Moments noch Mehrere zur Widersetzlichkeit geneigt waren und sich dadurch dem verderblichen Spruche des Kriegsgerichts aussetzten, und so begnügte er sich mit den an seinen ersten Lieutenant gerichteten Worten: „Wenn es so steht, dann muß ich andere Maßregeln ergreifen, um Sie zum Gehorsam zu bringen."

Damit ging er hinaus.

„Jetzt ist's Zeit, meine Herren!" rief King triumphirend. „Jetzt wollen wir den Franzosen über den Hals, ehe uns unser tapferer Kapitän daran hindern kann. Doch vielleicht ist's besser, ich gehe allein."

Davon wollte jedoch Niemand etwas wissen, und so stürmte die ganze Schaar hinaus in's Freie.

Der Mond stand voll und hell am wolkenlosen Himmel, und bei seinem Scheine gewahrten wir sehr bald die glitzernden Epauletten und Degengriffe der Franzosen, die an dem verabredeten Orte unserer warteten.

Kapitän d'Ermonville hatte kaum die Abwesenheit unseres Kommandanten bemerkt, als er versuchte, die Sache beizulegen und zu einem versöhnlichen Austrage zu bringen.

„Kapitän Horst ist der Einzige, der hier eine Genugthuung zu fordern haben könnte," sagte er in Erwiederung der ungeduldigen Drohungen Lieutenant King's. „Wie ich aber sehe, ist er verständig genug, eine friedliche Beilegung des Streites dem sinnlosen Zweikampfe vorzuziehen."

„Ich wiederhole Ihnen, Monsieur," schrie King ihn an, „daß Kapitän Horst nicht in der Lage ist, sich hier zu stellen, und daß daher mir die Pflicht obliegt, den Schlingel zu züchtigen, der ihn beleidigt und angegriffen hat."

Beide hatten in ihrer Muttersprache geredet, sich aber gleichwohl sehr genau verstanden.

„Aha," lächelte der französische Kommandant nicht ohne leichten Spott, „aus diesem Grunde bringt Kapitän Horst zu Ihrem Beistand auch wohl jene Bajonnete herbei!"

Betroffen blickten wir uns um und sahen thatsächlich ein Kommando der Soldaten des Gouverneurs im Laufschritte herbeikommen, geführt von Kapitän Horst. King sagte sich, daß jetzt kein Moment mehr zu verlieren war.

„Sie unterstehen sich also, zu behaupten, daß ich lüge," rief er. „Da! Nehmen Sie das als Erwiederung Ihres Kompliments!"

Damit schlug er d'Ermonville mit der flachen Hand in's Gesicht.

Die Gegner rissen die Degen heraus und blitzschnell fuhren die Stöße der funkelnden Klingen hinüber und herüber. Die Zuschauer vom „Falcon" sowohl wie vom „Renard" bildeten einen Ring um die Kämpfenden, um dieselben so lange als möglich vor den heraneilenden Soldaten zu verbergen. Der französische Kapitän war weitaus der geübtere Fechter, allein sein Fuß stolperte auf dem unebenen Boden, gerade, als er seinem Widersacher eine leichte Fleischwunde beigebracht hatte. Er vermochte den Gegenstoß King's nicht zu pariren und so fiel er mit durchbohrter Schulter in dem Augenblick zur Erde, als Kapitän Horst mit der Wache auf dem Schauplatze erschien.

Der Verwundete wurde aufgehoben und dann, seinem Wunsche gemäß, der Obhut seiner Offiziere überlassen. Wir vom „Falcon" begaben uns in dem bereitliegenden Boote an Bord. Kapitän Horst äußerte unterwegs keine Silbe. Von irgend welcher Bestrafung war auch am nächsten Tage keine Rede, es galt jedoch als selbstverständlich, daß der Kommandant den ganzen Hergang dem Admiral melden, und daß Lieutenant King, und vielleicht noch einer oder zwei von den Anderen, sich demnächst vor einem Kriegsgericht zu verantworten haben würden.

Acht Tage nach dem Duell erfuhren wir zu unserer aufrichtigen Freude, daß Kapitän d'Ermonville wieder dienstfähig sei, und vierundzwanzig Stunden später ging der „Falcon" unter Segel.

Wir liefen Cape Coast Castle an und von dort quer über den Meerbusen von Guinea. In Sierra Leone hatten wir ein Gerücht gehört, daß in dieser Gegend der Küste eine große Sklavenjagd stattgefunden haben sollte und daß ein berüchtigter portugiesischer Sklavenhändler, Namens José Pasco, unweit einer der Flußmündungen ein „Barakun" aufgeschlagen habe, welches vollständig mit den armen Opfern der Jagd angefüllt sei, die hier ihrer Verschiffung harrten. Es war daher unsere Aufgabe, vor den Flußmündungen so lange zu kreuzen und auf der Lauer zu liegen, bis wir ein Resultat aufzuweisen hatten.

Inzwischen war die Spannung zwischen Kapitän Horst und seinem Lieutenant noch immer in Kraft; seit dem Abend des Duells hatten sie nur die allernöthigsten dienstlichen Worte miteinander gewechselt, und in King kochte noch immer das alte Gift. Der Kommandant schien dagegen nicht abgeneigt zu sein, das Vergangene zu vergessen, da ein anhaltendes Grollen sich mit seinen Grundsätzen nicht vertrug.

Ein Ausweg war noch vorhanden, einer amtlichen Untersuchung der beiderseitigen Beschwerden aus dem Wege zu gehen. Die Expedition, auf der wir uns befanden, mußte aller Wahrscheinlichkeit nach in einem ernstlichen Bootskampfe mit den Seelenverkäufern enden, während dessen Kapitän Horst ausreichende Gelegenheit finden konnte, sich in den Augen seiner Offiziere und Mannschaften von dem Vorwurfe der persönlichen Feigheit zu befreien.

Alle Zweifel in dieser Hinsicht sollten auch bald ein Ende haben.

Eines Nachmittags kam ein Transportschiff in Sicht, welches auf seiner Fahrt nach dem Kap der Guten Hoffnung in Cape Coast Castle vorgesprochen hatte und unserem Kapitän eine Ordre von dort überbrachte. Gleich darauf änderten wir den Kurs und standen dicht unter Land, zugleich kam der Befehl, Alles für eine Bootsexpedition bereit zu halten.

Inzwischen war die tropische Nacht hereingebrochen; eine dunstig trübe Finsterniß lagerte sich über Meer und Land, die dem Blick keinen weiten Spielraum gestattete. Das Wasser wurde bereits so seicht, daß Kapitän Horst den Schooner beidrehen ließ und sein Gig auszusetzen befahl. Wenige Minuten später erschien er an Deck.

„Lieutenant King!" rief er.

King kam herbei und stellte sich in dienstlicher Haltung vor seinem Vorgesetzten auf.

„Sie werden in meiner Abwesenheit das Kommando des Schooners übernehmen," sagte der Kapitän. „Halten Sie ihn soviel als möglich auf derselben Stelle, bis ich zurückkomme. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Mannschaften zu landen haben werden, lassen Sie daher sämmtliche Boote in Bereitschaft bringen, damit im entscheidenden Augenblick keine Verzögerung entsteht."

„Zu Befehl!" versetzte der Lieutenant.

Kapitän Horst ging in's Boot und ließ sich nach dem Strande rudern. Wir konnten vom Schiffe aus wahrnehmen, daß er dort ausstieg und sich, nur von seinem Bootssteuerer begleitet, landeinwärts wendete.

Stunde auf Stunde verging. Die Boote lagen vollbemannt neben dem Schiffe und schon ließen sich aus denselben allerlei Aeußerungen der Ungeduld vernehmen, als ein näherkommender der regelmäßiger Ruderschlag die Rückkunft des Gig verkündete. Gleich darauf legte das kleine Boot längsseit fest — Kapitän Horst und sein Bootssteuerer aber waren nicht darin.

„Ein Brief vom Kommandanten an den Herrn Lieutenant King!" rief einer der Matrosen. „Ein Mulatte brachte ihn uns; wir sollten ihn sogleich bestellen."

Lieutenant King griff nach dem Schreiben, öffnete es hastig und las es beim Scheine der Lampen im Kompaßhäuschen.

Ehe ich jedoch den Inhalt desselben mittheile, muß ich, nach den Aussagen, die wir später von jenem Mulatten erhielten, erzählen, was dem Kapitän inzwischen zugestoßen war.

Derselbe hatte sich mit dem Bootssteuerer am Ufer des hier mündenden Flusses vorsichtig in's Innere geschlichen, um das Lager der Sklavenjäger zu erkunden. Beide mochten etwa eine englische Meile weit vorgedrungen sein, als sie plötzlich von einer übermächtigen Schaar überfallen, niedergeworfen, gebunden und nach verschiedenen Richtungen davongeschleppt wurden. Die Ueberwältiger des Kapitäns machten mit demselben endlich vor einer Hütte Halt, in welcher sich der bereits erwähnte José Pasco mit einer Anzahl seiner Spießgesellen befand. In der Nähe dieser Hütte erhob sich ein ausgedehntes, roh aus Baumstämmen errichtetes und mit getheerter Leinwand gedecktes zeltartiges Bauwerk, angefüllt mit gefangenen Negern, und gegenüber denselben, im Flusse, lag eine schwerbewaffnete Klipperbrigg, ebenfalls bis unter das Deck vollgestaut mit der schwarzen, lebendigen Ladung.

Ein Triumphgeschrei empfing den Kapitän, als man ihn in die Hütte hineinstieß, und dann befahl Pasco, ihm die Fesseln abzunehmen.

„Wir haben Glück gehabt, Kapitän Horst!" lachte der Portugiese. „So ist's uns lieber, als wenn Sie uns gefangen hätten. Wie ich hörte, liegt Ihr Fahrzeug gerade vor der Flußmündung. Dort darf es aber nicht bleiben, da unsere Brigg heute Nacht noch auslaufen soll."

Der Kapitän war bleich, aber ganz ruhig und fest. Da er keine Antwort gab, fuhr Pasco fort: „Sie werden daher sogleich eine schriftliche Ordre an den Offizier aufsetzen, der in Ihrer Abwesenheit das Kommando hat, und denselben anweisen, unverzüglich zwei Meilen weiter nach Norden zu segeln, wo Sie dann an Bord kommen würden. Ein plausibler Grund dafür ist ja bald gefunden."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dann müssen Sie sterben!" fuhr der Seelenverkäufer ihn an. „Sterben! Hören Sie wohl! Und Sie sterben doch so ungern, wie ich vor Kurzem erst in Sierra Leone erfahren habe."

Der Kapitän schwieg und überlegte einige Augenblicke. „Wenn es denn sein muß," sagte er dann, „so geben Sie mir Papier und Feder."

Man brachte Schreibgeräth; der Kapitän setzte sich. Der Brief wurde geschrieben, von Pasco, obwohl derselbe kein Englisch verstand, hinten und vorn besichtigt, dann versiegelt und von Kapitän Horst adressirt.

„Ich hoffe, daß wir einander wohl verstehen," nahm Pasco nach einer kurzen, halblauten Unterredung mit seinen Genossen wieder das Wort. „Sie werden schon genug von mir gehört haben, um zu wissen, daß ich, was für ein Kerl ich sonst auch sein mag, dennoch stets ein Mann von Wort bin."

„In diesem Rufe stehen Sie, das gebe ich zu."

„So hören Sie also. Wenn der ‚Falcon' auf diesen Brief nicht sofort nördlich geht, dann werden Sie erschossen, so wahr, als jene Brigg für zehntausend Dollars Nigger an Bord hat. Sollten wir aber infolge Ihres Schreibens angegriffen werden, dann lasse ich Sie dort oben auf dem Baracun anbinden, und vor den Augen Ihrer Leute lebendig verbrennen! Das schwöre ich Ihnen bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Teufeln der Hölle!"

Kapitän Horst wurde bei dieser furchtbaren Drohung noch bleicher, dennoch antwortete er ganz ruhig: „Es ist gut."

— — — — — — — — — — —

Der Brief, den Lieutenant King beim Schein der Kompaßlaterne las, hatte den folgenden Wortlaut:

„Sie erhalten hiermit den Befehl, sogleich nach Empfang dieses Schreibens mit sämmtlichen Booten in den Fluß einzulaufen. Etwa fünf Seemeilen aufwärts liegt eine Sklavenbrigg, die Sie zu nehmen haben. In unmittelbarer Nähe am Lande befindet sich ein großes Baracun voll von Negern. Sie werden verhindern, daß dieselben landeinwärts fortgetrieben werden. Die Händler sind zahlreich und dürften verzweifelten Widerstand leisten; ich habe zu Ihnen jedoch das Vertrauen, daß Sie den Angriff mit Ihrer gewohnten Tapferkeit und Umsicht leiten und den Sieg erringen werden."

Lieutenant King hatte diese Zeilen in größter Aufregung gelesen. Hastig griff er jetzt nach seinen Pistolen und dann sprang er in die Pinasse. In der nächsten Minute waren wir, zusammen etwa hundert Mann stark, unterwegs. Mit umwickelten Riemen liefen wir in den Fluß ein, sorgfältig darauf bedacht, jedes Geräusch zu vermeiden. So legten wir, aus Leibeskräften rudernd, etwa vier Meilen zurück, dann aber erschollen plötzlich auf dem linken Ufer Alarmrufe, gefolgt von einem anhaltenden Gewehrfeuer; wir hielten uns in der Mitte des Stromes, da es Thorheit gewesen wäre, uns hier schon in ein Gefecht einzulassen. Das wüste Geschrei und das Schießen nahm zu je mehr wir uns unserem Ziele näherten; plötzlich stieg in der Ferne eine feurige Lohe auf, erst flackernd und ungewiß, dann aber, als wir um eine Biegung des Flusses kamen, so groß und gewaltig, daß der rothe, blendende Schein die ganze Gegend wohl auf eine Meile im Umkreis erhellte. Wir hatten jedoch keine Zeit, weitere Umschau zu halten, denn eine große Brigg lag mit ausgespannten Enternetzen unmittelbar vor uns und empfing uns mit einer heftigen Kanonade, die den Booten aber nur wenig Schaden zufügte. Wir legten an und bald war das Fahrzeug unter donnerndem Hurrah genommen, da die Spitzbuben sich nicht lange wehrten.

Lieutenant King ließ einen Theil seiner Leute an Bord, mit den Uebrigen sprang er wieder in die Boote und ruderte eiligst nach dem Ufer hinüber, welches mit einem wirren Gewimmel schreiender, fluchender und schießender Banditen bedeckt war.

Die zuvor erwähnte Feuersbrunst aber stieg von einem umfangreichen, hölzernen, mit Leinwand gedeckten Gebäude auf, das allenthalben in hellen Flammen stand. Ich befand mich im hintersten Boot, dennoch aber gewahrte ich deutlich oben auf der Höhe des brennenden Daches die hochaufgerichtete, regungslose Gestalt eines Mannes.

Ein Windstoß trieb jetzt Flammen und Rauch davor, so daß dieselbe meinen Blicken entschwand.

Da hörte ich Lieutenant King's gewaltige Stimme.

„Vorwärts, Leute!" schrie er in höchster Erregung. „Vorwärts! Die Teufel haben den Kapitän gefangen und verbrennen ihn dort oben lebendig! Vorwärts, Leute, vorwärts! Hurrah!"

Die Boote rannten auf den Strand, und wir stürzten uns, Lieutenant King Allen voran, auf die Mordbrenner. Der Widerstand war verzweifelt, noch wüthender aber unser Ansturm. Im Nu waren die Banditen geworfen, vernichtet; dann aber ward uns ein Anblick, so furchtbar und zugleich so erhaben, wie ihn noch kein Seemannsauge erschaute.

Hoch oben auf dem brennenden Sklavenzelte stand, an einen Pfahl gefesselt, Kapitän Robert Horst, barhäuptig, bleich und still; aber in dem ruhigen Gesicht keine Regung von Todesfurcht.

Uebermenschlich waren die Anstrengungen, die wir zu seiner Rettung machten, und die er mit dankbarem Winken anerkannte — übermenschlich, aber umsonst. Drei unserer Matrosen, an Bord die ruchlosesten Kerle, fanden bei den heldenmüthigen Versuchen, den Kommandanten zu befreien, den Tod in den Flammen. Umsonst; das Feuer war nicht zu dämpfen, das Gebäude stürzte krachend zusammen und Kapitän Robert Horst verschwand unter einem Wirbelsturm prasselnder Funken in dem glühenden Getrümmer.

Als wir ihn unter den noch brennenden Trümmern hervorzogen, war er bereits todt; auf seinem fast unversehrten Antlitz lag ein Ausdruck heiteren Friedens. Lieutenant King bat mit Thränen in den Augen vor dem Leichnam des Todten die Beleidigung der Feigheit ab, die er dem Lebenden entgegengeschleudert hatte. In dem Taschenbuche des Kapitäns fanden wir mit Bleistift geschrieben die Worte: „Wer stets den Geboten seines Gewissens folgt, braucht weder die Vorurtheile der Menschen, noch den Tod zu fürchten."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie das Lagerbier erfunden wurde. — Um die Zeit, als der Wallenstein in Deutschland hauste, lebte in Lichtenfels in Bayern ein Schuhmacher, der nicht lange erst einen Lehrjungen angenommen hatte. Dem befahl er eines Morgens, die Flasche zu nehmen und sie voll Bamberger Bier zu holen, wie es damals in der Stadt ausgeschenkt wurde. Der Bursche verstand die Sache aber falsch und machte sich auf den Weg nach Bamberg selbst, wo er den Mittag ankam, sich seine Flasche füllen ließ und mit hungrigem Magen und kuriosen Gedanken, warum ihn sein Meister so weit um eine Flasche Bier schicke, wieder auf den Heimweg machte. Es wurde schon Abend, als er vor Lichtenfels ankam und dort einen anderen Schusterjungen antraf, der ihn ob seines weiten Weges und seiner Dummheit auslachte, und nicht genug zu erzählen wußte, wie sein Meister über sein langes Ausbleiben geschimpft und schon den Knieriemen für ihn zurechtgelegt habe. Dem Burschen stieg die Angst zu Herzen. Der Schusterei hatte er von Anfang an keinen Geschmack abgewinnen können, und die Prügel in Aussicht stießen dem Faß den Boden aus; er steckte die Flasche in ein Loch, das unter einem Baume am Wege entstanden war, stopfte es mit Erde und Rasen zu und lief in die weite Welt.

Für abenteuernde Gesellen war's eben damals die rechte Zeit. Schon am anderen Morgen traf der Bursche, der seinen Hunger vorläufig mit einem Gericht aus dem Rübenacker gestillt und in einem Heuschober übernachtet hatte, auf einen Trupp Reiter, die den kräftigen Jungen gern als Troßbuben mit sich nahmen, und Tags darauf gehörte er zu des Friedländers Armee. Bald zeigte er mehr Geschick für den Säbel, als für den Pfriemen, und mehr Muth beim Einhauen, als Verständniß beim Bierholen; ja, er hieb einmal bei einem unvermutheten Ueberfall den Friedländer selbst heraus, stand nach fünf Jahren als Offizier an der Spitze eines Fähnleins und zog eines Tages zu demselben Lichtenfelser Thore ein, wo er einst mit seiner Flasche hinausgegangen war.

Der Baum, der die Flasche verdeckte, stand noch grünend auf demselben Flecke. Das Glück aber hatte den Burschen nicht stolz gemacht, sein erster Gedanke war, seinen alten Meister aufzusuchen; vorher aber ging er vor's Thor hinaus und grub die Flasche aus dem Boden, die vollkommen gut erhalten schien, und wanderte damit seines Meisters Hause zu. Der Schuhmacher fuhr in die Höhe, als er den Offizier eintreten sah, der aber streckte ihm die Flasche entgegen und sagte:

„Da, Meister, ist das Bier, das ich für Euch von Bamberg habe holen müssen, 's hat freilich ein bischen lange gedauert, aber es wird ja wohl noch gut sein."

Der Schuhmacher sah ihn mit aufgesperrtem Munde an, bis ihn der Offizier fragte, ob er denn seinen davongelaufenen Lehrjungen nicht wieder erkenne, und ihm erzählte, wie es ihm gegangen. Lange wollte die wunderbare Veränderung dem Schuster nicht in den Kopf, aber die Bierflasche war ihm noch im Gedächtniß, denn derlei Geschirr war zu jener Zeit kostbarer als heute, und so wurde die Bierflasche mehr des Spaßes wegen geöffnet. Aber einen solchen Trank, wie da herausquoll, hatte des Schusters Junge noch nie gekostet; seine Nachbarn mußten herbei, um das doppelte Wunder zu schauen: seinen verwandelten Lehrjungen und das fünfjährige Bier. Bald war die Historie in der ganzen Stadt ruchbar, der Altmeister der Bierbrauer stellte sich selbst ein, um den Trank zu prüfen, und von demselben Tage an wurden in Lichtenfels die ersten Keller gegraben, um Bier darin zu lagern, welche Mode sich bald durch's ganze Bayerland fortpflanzte und ihm einen Ruf schuf, der noch nicht beeinträchtigt worden ist bis auf den heutigen Tag. [C. T.]

Humoristisches.



Der junge Diplomat.

Gymnasiast: Ja, liebe Tante, es ist wirklich wunderbar, wenn man sich so die Größenverhältnisse unserer immerhin nur kleinen Erde vergegenwärtigt. Denke nur, ihr Umfang beträgt 5400 Meilen, ihre Oberfläche 9 Millionen 260,510 Quadratmeilen, und ihr kubischer Inhalt sogar 2 Milliarden 600,000 Kubikmeter! . . . Beiläufig, liebe Tante, könntest Du mir nicht vielleicht 10 Mark leihen?



Etwas Anderes.

Frau: Ach, lieber Alfred, bitte, verschaffe mir doch die herrliche Wasserlilie, die dort drüben blüht.

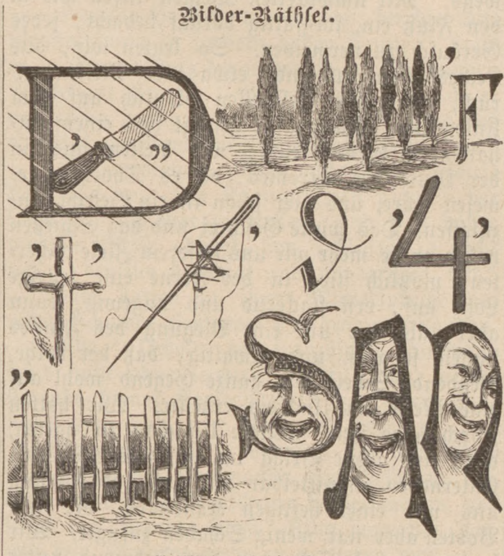
Mann: Aber, liebes Kind, wie soll ich das anstellen, ohne mir mindestens nasse Füße zu holen.

Frau (schmollend): Sieh', so seid ihr Männer alle! Hast Du mir nicht als Bräutigam so oft versichert, daß Du für mich durch's Feuer gehen würdest?

Mann: Gewiß, mein Herz, aber vom Wasser ist nie die Rede gewesen.

Das theuerste Spielzeug. — Das theuerste Spielzeug, das jemals ein Kind besessen, waren wohl die silbernen Soldaten, die Ludwig XIV. als Knabe erhielt, um die Kriegskunst zu erlernen. Diese Liliputanerarmee bestand aus 20 Schwadronen Reitern und 10 Abtheilungen Fußvolk. Das waren die ersten Truppen, die der „große Monarch" in den Tagen seiner Jugend befehligte. In Pariser Archiven finden sich noch die Rechnungen des Bildhauers Cissey vor, der diese silbernen Soldaten hergestellt hatte; darnach waren dem Künstler dafür einmal 10,000, dann 9000 und zuletzt nach 6000 Livres gezahlt worden, für jene Zeit also eine erhebliche Summe. Später wanderten diese kostbaren Soldaten in die Münze, wo sie eingeschmolzen und zu Geld ausgeprägt wurden, um einen Theil der Unterhaltungskosten für wirkliche Soldaten zu decken. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Räthsels: „Die Maiglöckchen" in Nr. 19:

Die Zahl der Maiglöckchen an jedem Stengel ist dreierlei Art. Es sind solche mit vier, mit fünf und mit sechs Glöckchen vorhanden. Die Stengel mit vier Glöckchen geben, von unten links nach oben rechts herunter gelesen, das Wort: Am, die mit fünf Glöckchen, in gleicher Weise gelesen: ersten, die mit sechs: Mai.

Logogriph.

Schwarz schwebt mit D es in den Lüften,
Schwarz steigt mit K es aus den Grüften;
Ist aber es mit S verbunden,
Trägt es dich selbst zu allen Stunden,
Wohin du nur gedenkst zu schreiten
Durch dieses Daseins Fährlichkeiten.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Räthsel.

Kannst du mir nennen wohl den Bau,
Den Jeder von uns kennt genau,
Doch tritt **er** etwa in ihn ein,
Ertönt sofort ein lautes Schrei'n,
Das ihm befiehlt, zurückzugehen,
Will er nicht Schlimm'res noch besehen.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösungen von Nr. 19:

des Kapsel-Räthsels: 1) **B**arbe, 2) **J**da, 3) **L**ama, 4) **D**om, 5) **U**ri, 6) **N**est, 7) **G**ent, 8) **M**ars, 9) **A**rie, 10) **C**ent, 11) **H**arm, 12) **T**ell, 13) **F**erse, 14) **R**um, 15) **E**lba, 16) **J**rland = Bildung macht frei; des Homonyms: Hebel (Joh. Peter Hebel, 1760—1826).

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.